

Anita Hauck
So close yet so far
Marvin & Melissa
Meadow Flowers 1

Impressum

© 2025 Anita Hauck

Lektorat inklusive Korrektorat: Daniela Siemen, Deine Herzenslektorin

Buchsatz: Davina Maichel, Davinas Buchdesign

Umschlaggestaltung: Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Hinweis: Dieses Buch ist in seiner Gesamtheit (Text, Cover, Illustrationen) frei von generativer KI. Mit dem Kauf unterstützt du menschengemachte Kunst.

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8

2203 Großebersdorf

Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: info@buchschmiede.at

ISBN:

978-3-99181-543-3 (Paperback)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung sowie die Nutzung für das Training von generativer KI. Dies bezieht sich sowohl auf den Text als auch das Cover und die Illustrationen. Im Falle eines Verstoßes sind rechtliche Schritte vorbehalten.

ANITA HAUCK

So close yet so far

MARVIN & MELISSA

Meadow Flowers 1



Contentwarnung

Liebe Leser:innen,

mein Buch behandelt Themen, die ungewollte Reaktionen auslösen können. Am Ende des Buchs findet ihr daher eine Auflistung sensibler Inhalte (Content Notes).

Bitte beachtet, dass diese Spoiler für die gesamte Geschichte beinhalten.

Ich wünsche euch das bestmögliche Leseerlebnis.

Eure Anita

Für alle Frauen, die von ihrer Familie, im Job oder in einer
Beziehung gehört haben, sie seien »zu emotional«:

Ihr dürft weinen, lachen, lieben und mitfühlen.

Ihr dürft alles.



Kapitel 1

MELISSA

März

Bereits als kleines Mädchen hatte ich dazu geneigt, zu weinen, wenn ich wütend war. Und jedes Mal, wenn mein Vater nach seinen monatelangen Dienstreisen in die Stadt kam und ich mich komplett verstellte, um es ihm recht zu machen, wurde ich wütend. In erster Linie auf mich selbst, da ich mir vorgenommen hatte, mich nicht wie eine an seinen Seilen hängende Marionette zu benehmen, und es dann doch tat. Ich hasste es, dass ich mich so zwanghaft darum bemühte, von ihm gesehen zu werden. Dabei spielte es sich immerzu gleich ab und nach achtzehn Jahren auf dieser Welt hätte ich das mittlerweile wissen müssen.

Er kam nach Hause, ließ sich von meiner Mutter, die ihm hörig war, bekochen und meine kleine Schwester und ich buhlten um seine Aufmerksamkeit. Ich, indem ich das Designerkleid und die teuren Schuhe, die er mir gekauft hatte, trug, mit ihm essen ging und von meinen guten Noten erzählte. Leni hingegen überhäufte ihn mit selbst gemalten Bildern von einer vermeintlich glücklichen vierköpfigen Bilderbuchfamilie.

Ich konnte und wollte nicht verstehen, warum er es vorzog, den Großteil des Jahres weit weg von seiner Familie zu verbringen.



Irgendetwas in mir hoffte wohl immer noch, ihn dazu zu bewegen, bei uns sein zu wollen. Uns seine Liebe zu zeigen. Wenn schon nicht mir, dann wenigstens Leni.

Dabei hatte unser Zusammentreffen dieses Mal so harmonisch begonnen. Papa spielte den ganzen Samstagnachmittag mit Leni. Sie zeigte ihm all den Krempel, den ihr unsere Mutter als Ersatz für die fehlende Zuneigung von seinem Geld gekauft hatte, und er hatte überzeugend so getan, als würde er sich für die Unmengen an Puppen und Stofftieren interessieren.

Am Abend fuhren mein Vater und ich in sein Lieblingsrestaurant. Dort gab es alles, was scheiße schmeckte und teuer war. Austern, Kaviar, mit Blattgold überzogene Desserts und einen unbezahlbaren Tee, der so bitter war, dass ein Schluck reichte, um sämtliche Eingeweide zu verkrampfen.

»So, jetzt haben wir mal Zeit, uns zu unterhalten. Wie geht's dir, Schatz?«, hörte ich meinen Vater fragen und war deswegen so überrascht, dass ich mich an dem ekelhaften Tee verschluckte und mir die Lunge aus dem Leib hustete. Papa erkundigte sich nie nach meinem Gemütszustand. Er wollte wissen, wie es in der Schule lief, ob ich mich endlich entschieden hatte, was ich nächstes Jahr studieren wollte, und welche Einstellung ich zu irgendwelchen Wirtschaftsnachrichten oder dem neuesten politischen Skandal im Land pflegte. Auf diese Themen beschränkte sich unser Gesprächsstoff.

»Äh, gut ... danke«, stammelte ich. »Und dir? Was macht das Business?«

»Melissa ...«, gab mein Vater in warnendem Tonfall zurück.

»Was denn? Ich frag doch nur.«

»Ja, in einem derart provokanten Ton, dass sich meine Fußnägel aufrollen.«

»Sorry, war nicht so gemeint«, erwiderte ich und spürte das erste Mal an diesem Abend Zorn in mir. Mein Vater brachte mich dazu, mich unentwegt entschuldigen zu wollen, selbst wenn ich nichts falsch gemacht hatte. Es war beinahe ein Reflex, mich als Antwort auf alles, was er zu mir sagte, zu entschuldigen. Ich überlegte mir jedes Wort dreimal, bevor ich es aussprach, und dennoch hatte er

ständig etwas auszusetzen. Was dazu führte, dass ich im Laufe unserer Abende irgendwann gar nichts mehr sagte und nur noch in meinem teuren, überbewerteten Essen herumstocherte, bis wir nach Hause fuhren und er wieder verschwand. Für Wochen. Oder gar Monate. »Nein, ich meine es ernst, Papa«, bemühte ich mich, ruhig zu bleiben. »Wie lange bleibst du in der Stadt?«

»Mein Flieger nach Singapur geht übermorgen.«

»Wow, Singapur«, staunte ich.

»Erinnerst du dich, als Mama und du mich vor einigen Jahren dort besucht habt? Du warst ganz begeistert davon, wie sauber alles ist.« *Er lächelte*. Und ich konnte es kaum glauben.

»Ja. Danach habe ich einen Brief an unseren Bürgermeister geschrieben, dass es doch nicht sein kann, dass es bei uns so dreckig ist«, erwiderte ich und wir lachten beide, da die Lebensqualität in Wien enorm hoch war und es hier im Vergleich zu den meisten Städten, die ich besucht hatte, *überhaupt nicht dreckig* war. Für einen Moment überkam mich das Gefühl, so etwas wie eine intakte Vater-Tochter-Beziehung zu haben. Eine Beziehung, in der man zusammen lachte, nostalgisch in alten Geschichten schwelgte und es kaum erwarten konnte, gemeinsam neue, noch aufregendere zu schreiben.

»Was für ein lustiger Moment«, bekräftigte er und mit einem Mal änderten sich sein Gesichtsausdruck und seine Tonlage. »Es gibt da aber noch etwas, das ich dir sagen muss.«

Als hätte ich es gewusst ...

»Ich habe alles versucht, aber ich werde es nicht schaffen, mit Leni, Mama und dir nach Italien zu fahren.«

Nicht sein Ernst. Meine Schwester freute sich *seit Wochen* darauf, dass wir zusammen ihren fünften Geburtstag am Gardasee feiern würden. Ich starrte ihn ungläubig an, ehe ich drei Oktaven zu schrill auflachte, wodurch uns die Leute an den Nachbartischen beäugten.

»Du verarschst mich doch!«, rief ich so laut, dass sich mein Vater peinlich berührt umsah. »Du hast Mamas Geburtstag verpasst. Du hast meinen Geburtstag verpasst. Okay, sei's drum. Aber *Leni* kannst du das nicht antun!«

»Melissa, mach jetzt keine Szene«, flüsterte er und ich konnte es nicht fassen. Er gab mehr auf das, was fremde Leute in einem Restaurant über ihn dachten, als darauf, was seine Tochter, die er wieder einmal bis ins Mark enttäuscht hatte, von ihm hielt.

»Wie können wir dir so egal sein? Was müssen wir tun, damit du für uns da bist und dich wie ein richtiger Vater verhältst?«

»Me-lis-sa, bit-te«, betonte er jede Silbe langsam und kaum hörbar. Was lächerlich war, da ich quer durch das ganze Restaurant geschrien und den Leuten die Leichen aus unserem Familienkeller mitten auf die Teller geworfen hatte. »Ich bin hier gern gesehener Gast. Kannst du bitte einfach –«

»Weißt du was?«, herrschte ich ihn an. »Ich werde dich nicht länger blamieren.« Ich sprang von meinem Stuhl auf, nahm meine Jacke und polterte in Richtung Ausgang.

»Melissa, es schüttet in Strömen. Jetzt warte doch kurz, dann fahren wir nach Hause.«

»Ich nehme den Bus!«, protestierte ich und schon fand ich mich draußen auf dem Gehweg wieder. Ich blickte in den Himmel und das kühle Nass, das auf mich prasselte, mischte sich mit brühwarmen Tränen, die über meine Wangen liefen. Er trieb mich zur Weißglut und das ärgerte mich so sehr, dass ich noch mehr weinte. Es glich einem Kreislauf und ich hasste es, dass nicht ich meine Emotionen im Griff hatte, sondern sie mich.

Ich wischte mir die Tränen halbherzig aus dem Gesicht, setzte mich in Bewegung und sah, wie der Bus mit vollem Karacho an mir vorbeiraste.

»Verdammt noch mal«, fluchte ich.

Wie von der Tarantel gestochen rannte ich los, in der Hoffnung, es rechtzeitig zur Haltestelle zu schaffen. Mit jeder Pfütze, in die ich mit meinen viel zu hohen *Louboutins* auf dem Weg dorthin trampelte, verzog ich das Gesicht weiter, da ich fühlen konnte, wie nass meine Füße wurden. Zusätzlich peitschte mir der Regen erbarungslos ins Gesicht. Ich fühlte mich wie im Sportunterricht, wenn im Sommer diese Leichtathletik-Übungen anstanden. Mit dem Unterschied, dass das nur bei Schönwetter der Fall war und ich das

absolute Gegenteil davon abbekommen hatte. Und eine miese Ausrüstung. Ich lief weiter und spürte, wie mein Puls sich beschleunigte und mir das Herz aus der Brust zu springen drohte. Mein Fitnesslevel war erbärmlich.

Als ich der Haltestelle näher kam und sah, dass Menschen in den Bus stiegen, streckte ich meine Hände reflexartig in die Luft und gestikulierte. Ich war mir sicher, dass man jemanden, der sich so hysterisch aufführte und dabei aussah wie ein begossener, verheulter Pudel, nicht übersehen konnte.

Tatsächlich waren da zwei Typen, deren Aufmerksamkeit ich wohl erregt hatte. Wahrscheinlich dadurch, dass ich ein paar Meter vor dem Ziel auch noch meinen Schuh verlor und anhalten musste, um wieder hineinzuschlüpfen.

Die beiden stiegen ein, und während der eine mich doch nicht zu registrieren schien, hatte der andere mich genau gesehen. Er lehnte sich aus dem Bus, blickte in meine Richtung und in mir machte sich ein Funken Hoffnung breit.

Doch als er kurz darauf zur Gänze im Fahrzeug verschwand, kamen die Laute schneller aus meinem Mund, als mir lieb war. »Nein, wartet! Stopp! Bitte!«, rief ich, als würde es um mein Leben gehen. In dem Wissen, dass der nächste Bus bereits fünf Minuten später um die Ecke biegen würde. Ich wollte aber *diesen* Bus erwischen, um nicht zu riskieren, dass mich mein Vater einholte und mich, die widerspenstige Ausreißerin, wie der Retter in Not nach Hause brachte. Ich war zu aufgekratzt, um mich seelenruhig neben ihn auf den Beifahrersitz zu setzen. Und zu stolz.

Ich bremste ab, da diese ignoranten Kerle beschlossen hatten, sich nicht die Mühe zu machen, mir die Tür aufzuhalten. »Scheiße«, murmelte ich vor mich hin und blickte auf meine nassen Schuhe, als mich eine laute Stimme hochschrecken ließ.

»Ey, was is' jetzt? Beeilst du dich vielleicht?« Der Typ streckte genervt seinen Kopf aus dem Bus, während sein Fuß die Tür blockierte.

Ich brauchte einen Moment, setzte meinen Sprint aber schließlich fort.

»Danke.« Stöhnend sprang ich in den Bus und versuchte, mein schwerfälliges Atmen zu unterdrücken. Es war mir so peinlich, wegen meiner mangelnden Ausdauer halb in Ohnmacht zu fallen, dass ich meinen Blick weiterhin auf den Boden richtete. Hauptsache, ich warf meinem Vater vor, sich zu viel daraus zu machen, was fremde Leute über ihn dachten ...

»Mhm«, murmelte der Typ und setzte sich neben seinen Kumpel in den Viersitzer gegenüber der Tür.

Ich ließ mich keuchend auf den erstbesten seitlichen Sitz fallen, als sich die Tür des Busses schloss und dabei den Gurt meiner Handtasche einklemmte.

»Verdammt«, stieß ich aus und versuchte, die Tasche vergeblich aus der Tür zu zerren. »Entschuldigen Sie?«, rief ich nach vorn zum Fahrer. »Meine Tasche steckt in der Tür fest. Könnten Sie bitte noch einmal aufmachen?«

Es fühlte sich an, als würden mich sämtliche Fahrgäste anstarren. Ich bemerkte, wie die ersten Leute grinsten und den Kopf schüttelten, ehe sich die Tür öffnete und ich die Tasche auf meinen Schoß ziehen konnte.

Plötzlich drang ein lautes, ungeniertes Lachen an meine Ohren. Direkt vom Viersitzer auf der anderen Seite des Gangs. Mein Blick fiel auf den Kumpel des Kerls, der den Bus für mich aufgehalten hatte. Er lachte mich unaufhörlich aus und stupste seinen Freund in die Rippen. Dieser verdrehte jedoch nur die Augen und stöpselte sich einen Stecker seiner Kabelkopfhörer ins Ohr. Er schien der einzige Mensch in diesem Bus zu sein, der mein Spektakel nicht lustig fand. Es war ihm einfach *scheißegal*. Und das faszinierte mich so sehr, dass mein Blick unfreiwillig an ihm haften blieb.

Dieser Typ sah aus, als würde er mit der Musik in seinem Ohr in eine andere Welt abtauchen. In eine Welt, in der ihm alles und jeder am Arsch vorbeiging. Und am liebsten wäre ich in diesem Moment, an diesem Abend, mit ihm dorthin abgetaucht.

Er trug abgenutzte, kaputte Sneaker, die wahrscheinlich einmal weiß gewesen waren, und dazu eine graue Jogginghose sowie den passenden Hoodie. Darunter ragten tätowierte Arme und ein

stellenweise tätowierter Hals hervor. Ich blickte in sein markantes Gesicht und begutachtete seine Frisur. Seine dunkelblonden Haare waren derart außer Rand und Band, dass ich nicht sagen konnte, ob das ein Faux Hawk war, um den sich zu lange kein Friseur gekümmert hatte, oder ein gewollter Stil. Es sah jedenfalls katastrophal aus. Und dennoch hätte ich meine Finger am liebsten durch sein leicht nasses Haar gleiten lassen. Um ... dieses Chaos auf seinem Kopf in Ordnung zu bringen, natürlich.

Ich erschrak vor meinen Gedanken und mein Blick wirbelte wieder zu seinem Kumpel, der mich zwar nicht mehr auslachte, dafür aber amüsiert angrinste. Ich spürte, wie mein Gesicht das knallige Rot der Sohle meiner Schuhe annahm und mich Hitzewallungen durchströmten. Er hatte genau gesehen, wie eindringlich ich seinen Freund angestarrt hatte. Doch ich würde gleich aussteigen, an die frische Luft kommen und diese peinliche Busfahrt abhaken, als wäre sie nie passiert. Genauso wie ich das Essen mit meinem Vater abhaken würde. Ja, ich würde einfach alles an diesem Abend hinter mir lassen.

Natürlich stiegen die beiden an meiner Station aus. Wo denn auch sonst ...

Ich verließ den Bus nach ihnen, blieb an der überdachten Haltestelle stehen und sah ihnen hinterher. Nein, ich sah *ihm* hinterher. Diesem Typen, der es aus irrationalen Gründen geschafft hatte, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Denn er entsprach nicht im Geringsten meinem Beuteschema. Er war vielmehr das krasse Gegenteil davon.

Als ich mich endlich dazu brachte, meinen Blick von ihm lösen zu wollen, geschah es. Er drehte sich um und lächelte mich so verschmitzt an, dass mein Herz einen stürmischen Salto schlug. Ich ließ mich auf die schmutzige, mit Graffiti vollgeschmierte Bank an der Haltestelle plumpsen, da ich das Gefühl hatte, Beine aus Gummi zu haben, die mich keine Sekunde länger tragen würden.

Er hatte sich sofort wieder nach vorn gewandt und sich die Kapuze seines Hoodies lässig über den Kopf gezogen. Gemeinsam mit

seinem Kumpel schlenderte er gelassen auf die große, berüchtigte Gemeindebau-Siedlung des Bezirks zu.

Und ich saß völlig fertig auf dieser schäbigen Sitzbank und fragte mich, was zur Hölle das gerade gewesen war.

Kapitel 2

MARVIN

Ich glaub, da steht jemand auf dich«, gluckste Steven, als wir aus dem Bus gestiegen und nun auf dem Weg zu meiner Wohnung waren.

Ich hatte wie so oft keinen Schimmer, was für einen Unsinn er von sich gab. »Äh ... was?« Automatisch hakte ich nach, was er meinte, doch wollte ich das überhaupt wissen?

»Na, diese Cinderella da. Die steht auf dich«, wiederholte er und ich verstand immer noch kein Wort.

»Alter, kannst du dich *einmal* wie ein normaler Mensch ausdrücken?«

»Diese Tussi da aus dem Bus. Sieht sowieso schon aus wie ein Prinzesschen mit ihrer Designer-Tasche und dem Kleid und dann verliert die ernsthaft noch ihren Schuh.« Er kicherte. »So wie Cinderella. Geschnallt?«

Ich verdrehte die Augen. »Echt, was stimmt nicht mit dir?«

»Jetzt im Ernst. Die hat dich die ganze Busfahrt über angeschmachtet. Und du Affe checkst es nicht mal.«

»Sie saß gegenüber. Wo hätte sie denn hinschauen sollen?«, gab ich zurück. Das war typisch für meinen besten Freund. Er



bildete sich andauernd ein, dass irgendwelche Frauen auf ihn abfuhren, holte sich einen Korb nach dem anderen und heulte mich dann voll. »Glaub mir, die ist weder auf mich noch irgendwen, der in einem der Häuser da wohnt, scharf«, sagte ich und deutete auf meine Wohnanlage. »Und ich im Übrigen auch nicht auf sie.«

Ich hatte diesem Mädchen die Tür aufgehalten, ansonsten aber keine Beachtung geschenkt. Jeder da draußen ist sich selbst der Nächste - das war meine Devise. Die Tatsache, dass ich ihr diesen Gefallen getan hatte, war das höchste aller Gefühle. Mal abgesehen davon, dass Menschen mir grundsätzlich auf den Sack gingen.

Steven tickte da anders. Er fand es unterhaltsam, Leute zu beobachten und fremde Gespräche mitzuhören. Was das betraf, hätten wir unterschiedlicher nicht sein können.

»Ey, ich verwette meinen kompletten Monatslohn darauf, dass sie uns hinterher starrt. Dreh dich um und überzeug dich selbst.« Er zeigte mir grinsend und selbstsicher die Zunge.

»Meine Fresse.« Um diesem sinnbefreiten Gespräch ein Ende zu setzen, gab ich nach.

Ich drehte mich um und da stand sie. Ein blondes Mädchen mit einer unfassbar hässlichen Handtasche, kilometerhohen Schuhen und einem Kleid, für das es viel zu kalt war. Unter dem Dach der Bushaltestelle. Wahrscheinlich, um zu warten, bis der Regen nachließ. Welcher normale Mensch zog aber auch solche beknackten Schuhe an, wenn es regnete? Von der Blasenentzündung, die sie sich dafür, dass sie nichts weiter als diesen dünnen Stofffetzen trug, holen würde, mal abgesehen. Es war Anfang März und arschkalt. Mein Mitleid hielt sich in Grenzen.

Sie schien uns wirklich hinterherzuschauen und ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen, da dieser Vollidiot recht hatte. Auch wenn ich als Grund vermutete, dass wir weit und breit die einzigen Menschen waren. Doch ihr Kopf wandte sich pfeilschnell in Richtung Boden, nachdem sich unsere Blicke getroffen hatten. Irgendwie witzig.

»Und? Ich hatte recht. Gib's zu!« Steven war euphorisch wie ein kleines Kind.

»Ja, du hattest recht.« Ich zog mir meine Kapuze über, da es mittlerweile heftig schüttete. »Aber das heißt nichts. Abgesehen davon hast du sie ja offenbar auch angegafft. Heißt das jetzt, dass du mit ihr ins Bett willst?«

Er verzog die Mundwinkel zu einem dämlichen Grinsen. »Hm, na ja ... Also –«

»Alter, sei einfach still!«, fiel ich ihm ins Wort. Ich fuhr ihn regelrecht an, woraufhin er zurückschreckte und die Hände hob.

»Ey, krieg dich wieder ein. Du tust, als hätte ich das erste Mal in meinem Leben einen unangebrachten Witz gerissen«. Er begutachtete mich misstrauisch. »Was das jetzt für eine schräge Reaktion war, muss ich nicht verstehen, oder?«

Ich schwieg, da ich es selbst nicht verstand. »Komm jetzt«, mahnte ich, als er im Begriff war, sich noch einmal nach dieser Wildfremden umzudrehen. »Die findet es wahrscheinlich exotisch, irgendwelche Typen in Jogginghosen zu sehen, und fragt sich, wann wir die Kontrolle über unser Leben verloren haben. War doch mal ein Spruch von so einem Modedesigner.«

»Welche Kontrolle? Über was für ein Leben?«

Wenn Stevens Bemerkung nicht so schmerzlich unserer Realität entsprochen hätte, wäre sie echt lustig gewesen.

Ich lachte trotzdem.

Unser Bezirk teilte sich in zwei Bereiche.

Da gab es den Teil, in dem das Mädchen wohnte. Daran bestand kein Zweifel, wenn man sich ihren Kleidungsstil, ihr Auftreten und diese protzige Handtasche vor Augen führte. Es war der Teil, in dem junge Frauen nachts allein spazieren gehen konnten. In dem Menschen wohnten, die Geld hatten und eine gute Bildung genossen. Menschen, die etwas aus ihrem Leben machten. Menschen, die stolz auf sich sein konnten. Menschen, auf die andere stolz waren.

Und dann gab es den Teil, der von allen *Glasscherbenviertel* genannt wurde. Weil es dort genau so aussah. Überall befanden sich Glasscherben, Zigarettenstummel, Blutspuren, Müll und Scheiße – meist von Hunden, aber so sicher konnte man sich da nicht immer

sein. Es gab eine Vielzahl an Bordellen und Nachtclubs und ab zwei- undzwanzig Uhr standen Damen in eindeutigen Klamotten mitten auf der Straße. Eine soziale Brennpunktsiedlung folgte der nächsten. Drogenmissbrauch, Überfälle und andere Strafdelikte standen an der Tagesordnung. Es war der Teil des Bezirks, in dem ich ein Mädchen nach zwanzig Uhr niemals allein lassen würde. Egal, wie wenig ich mir aus Menschen machte.

Herzlich willkommen in der Radetski-Siedlung, stand auf dem riesigen verkommenen Schild am Eingang zu den Gemeindebauten, in deren Block D ich zu Hause war. Wobei es dort alles andere als *herzlich* zuing.

Dort trichterte man Kindern ein, erst gar nicht zu träumen oder an sich zu glauben. Wer dort aufwuchs, dem war vorbestimmt, wie sein weiteres Leben verlief. Und genau so ging es auch mir.

Kapitel 3

MELISSA

Seit meiner Begegnung mit diesem Typen und seinem Freund war fast eine Woche vergangen. Und so sehr ich es versucht hatte, er ging mir nicht aus dem Kopf.

Ich spielte die wildesten Szenarien in meinen Gedanken durch und überlegte mir, wie ich mich verhalten, was ich sagen würde, für den Fall, dass ich ihn wieder zufällig im Bus treffen würde – was total schwachsinnig war, denn ich fuhr nie mit dem Bus. Ich stellte mir vor, wie es wäre, ihn noch einmal zu sehen. Unter normalen Umständen. In einer Situation, in der ich nicht von einem Fettnäpfchen ins nächste trat. Ich stellte mir wieder und wieder die Frage, ob dieses Lächeln etwas zu bedeuten hatte, beziehungsweise, ob es zu etwas Bedeutsamem werden könnte. Um ehrlich zu sein, wollte ich es einfach noch mal zu Gesicht bekommen.

Von diesem Aufeinandertreffen hatte ich keiner Menschenseele erzählt. Zwischen uns war schließlich nichts passiert, außer dass ich mich vor den gesamten Busfahrgästen zur Idiotin gemacht hatte. Dass ich so ein Drama veranstaltete und mich in die Fantasie hineinsteigerte, diesen Kerl kennenzulernen, war lachhaft. Ich hatte *ein* verdammtes Wort zu ihm gesagt. *Danke*. Und doch



benahm ich mich wie eine Zwölfjährige, die einen Popstar anhimmelte.

Wenigstens lenkten mich meine Gedanken an ihn von der angespannten Lage mit meinem Vater ab. Wir hatten uns vor seiner Abreise nach Singapur nicht mehr ausgesprochen, aber irgendwann würde mir das vermutlich gänzlich egal sein, denn diese Situation hatten wir schon oft erlebt. Das Ganze erinnerte an eine kaputte Schallplatte, die immer und immer wieder den gleichen Ton von sich gab.

An diesem Abend wollte ich mit meiner besten Freundin Kim ausgehen. Aufgrund der vielen Prüfungen, die wir in der Schule hatten, war der Spaß in letzter Zeit zu kurz gekommen. Da meine Mutter mit meiner kleinen Schwester an den Wochenenden meistens in unser Haus auf dem Land fuhr, trafen Kim und ich uns bei mir, um am Abend anzustoßen und danach in die Innenstadt zu fahren.

»Hey, Süße«, begrüßte sie mich, nachdem ich sie hereingelassen hatte, und gab mir einen Kuss auf die Wange. Sie war erst vor einer Woche beim Friseur gewesen und hatte sich ihre dunkelbraunen Haare zu einem eleganten Bob schneiden lassen. Kim trug ein eng anliegendes, dunkelgrünes Kleid, das knapp über ihren Knien endete, und ein warmes Jäckchen. Dazu passende Pumps und wie immer ihren dunkelroten Lippenstift.

Sie spazierte in unseren Flur und erzählte aufgebracht von ihrer Anreise. »Du kannst dir nicht vorstellen, was da draußen los ist. In den Assi-Bauten an der Hauptstraße findet eine Party statt. Die ganze Straße ist voll mit zwielichtigen Leuten, die dorthin gehen. Mein *Uber*-Fahrer hätte fast so einen Proleten über den Haufen gefahren.« Sie verdrehte angewidert die Augen, doch meine weiteten sich.

»Kim, was ist das für eine Party?« Mein Hirn grübelte bereits, ob der Typ aus dem Bus dort sein könnte.

»Keine Ahnung. Mein Fahrer meinte, das ist ein Fest, das dort einmal im Jahr im Hof stattfindet. Wie armselig ist das? Eine Party vor der eigenen Wohnung?« Sie rümpfte die Nase, befreite sich von ihren *Jimmy Choo*-Pumps und folgte mir ins Wohnzimmer.

Dort machten wir es uns auf dem schwarzen Ledersofa bequem, das mein Vater vor einem Jahr unbedingt hatte kaufen wollen, obwohl er nie da war, um es zu benutzen.

»Wieso interessiert dich das, Melissa?«

»O-okay«, stammelte ich. »Letzte Woche hab ich jemanden getroffen, den ich ... interessant finde.«

Kim quiekte und klatschte aufgeregt in die Hände. »Oh mein Gott, erzähl mir *alles*.«

Tja, ich hatte mir die Suppe eingebrockt, jetzt musste ich sie auslöffeln. Also erzählte ich haargenau von letztem Samstag – dem Essen mit meinem Vater, meiner Flucht und der Begegnung mit dem dunkelblonden Unbekannten.

Sie riss die Augen auf und funkelte mich an. »Melissa Seewald! Davon erzählst du mir erst jetzt? Das klingt wie die ultimative Love-story, die man seinen Enkelkindern erzählt.«

»Kim, ich kann nicht aufhören, an dieses Lächeln am Schluss zu denken. Echt, es macht mich wahnsinnig.«

Aufgeregt rutschte meine beste Freundin auf dem Sofa hin und her. »Seid ihr ins Gespräch gekommen? Hast du seine Telefonnummer? Süße, lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen.«

»Ich hab gar nichts. Ich weiß nicht einmal, wie er heißt. Aber ...«

»Wieso hab ich das Gefühl, dass mir dieses *Aber* nicht gefallen wird?«

»Ich weiß wahrscheinlich, wo er wohnt. Und demnach weiß ich vielleicht, was er heute Abend macht.«

Allmählich dämmerte Kim, worauf ich hinauswollte. »Warte ... Sag mir, dass das nicht dein Ernst ist.«

Ich schluckte und starrte sie mit meinem unschuldigen Hundeblick an.

»Oh Gott. Melissa, was ist das für ein Typ? Mit solchen Leuten werden wir uns ganz sicher nicht herumtreiben.«

»Du kennst ihn doch gar nicht! Wieso musst du immer alles und jeden in eine Schublade stecken?«, fuhr ich sie an.

»*Du* kennst ihn auch nicht!«, feuerte sie zurück. Womit sie recht hatte. »Wir gehen da auf keinen Fall hin. Du hast dich ja noch nicht